

# Bei den Großeltern in Kilsheim

Kilsheim, Mutters Geburtsort im Nordbadischen Bauland bei Wertheim a.M., wo ich oft in den Schulferien bei den Großeltern weilte, war eine ganz andere Welt als unser Wohnort Nied.

Obwohl Kilsheim als kurmainzischer Stützpunkt an der Handelsstraße Nürnberg-Frankfurt sich schon 1292 »Stadt« nennen konnte, verharrte der Ort noch Jahre nach dem zweiten Weltkrieg weitestgehend in dörflicher Abgeschlossenheit.

Wenn Mutter mit mir in den 1930er Jahren mit der Eisenbahn nach Kilsheim fuhr, waren wir fast einen gan-

zen Tag unterwegs. Als wir nach Umsteigen in Frankfurt, Hanau, Aschaffenburg, Miltenberg und Wertheim schließlich mit dem Postbus von Bronnbach a.d. Tauber in Kilsheim mit unserem Gepäck ankamen, stand Großvater schon mit dem Schubkarren an der Poststation parat. Dann waren die »Elis« da und auch ich, der »Frankfurter«. In ihrem Heimatort fühlte sich Mutter am wohlsten. Die Badener waren für sie der hilfsbereiteste Menschenschlag, was sie schon darin bestätigt fand, dass ihr beim Umsteigen in der Eisenbahn nur dort beim Tragen der schweren Koffer geholfen wurde.

Kilsheim – bei den Einheimischen nur »Külse« genannt – zählte mit einer Fläche von 2.500 ha zur größten Landgemeinde in Baden. Der Boden, durchweg fruchtbarer Löß, konnte auch eine mehrköpfige Familie mit wenig Land durchaus ernähren. Kilsheims Ortsbild hat einen betont idyllischen Charakter. Hoch über den Dächern thront weithin sichtbar das »Schloss«, einst kurmainzischer Amtssitz, später Unterrichtsstätte der Schulkinder, so auch 1895-1903 für Mutter. Heute befinden sich darin die Räume des Bürgermeisters und der Gemeindeverwaltung.

Oben auf dem Schlossplatz steht die Kirche, ein mächtiger Sandsteinbau, daneben die Zehntscheune, einst zur Lagerung der Naturalabgaben an den Landesherrn, später an Kilsheimer Bauern verpachtet. Unten im Ort steht das Rathaus, ein eindrucksvoller Fachwerkbau aus dem 16. Jahrhundert. Heute sind darin die Räume des Kilsheimer Heimatmuseums. Vor dem Rathaus plätschert der markante Rathausbrunnen.

Die vielen beständig fließenden 18 öffentlichen Brunnen, die Kilsheim den Namen »Brunnenstadt« gaben, dienten jahrhundertlang den Bewohnern in Haus und Hof und auch zum Tränken des Viehs, bis zum Bau einer eigenen Trinkwasserleitung 1912.





*Das Rathaus, ein 1522 erbautes Fachwerkgebäude auf massivem Unterbau*

Als Kilsheim 1921 die Eulschirmühle bei Gamburg kaufte und den an der Tauber erzeugten Licht- und Kraftstrom in den 7 km entfernten Ort leitete, hatten Kilsheims Bewohner schon elektrisches Licht, als wir in Nied unsere Räume noch mit Leuchtgas erhellten.

Mit einer Anbindung an das Eisenbahnnetz war man weniger erfolgreich. Die bereits 1895 begonnenen Verhandlungen für die geplante Strecke Hardheim-Tauberbischofsheim zogen sich Jahrzehnte hin, bis sie sich mit der 1935

eröffneten Lastkraftwagenlinie Osterburken-Wertheim a.M., die über Kilsheim führte, erledigt hatten.

Mehr Erfolg hatte man mit der Postbuslinie zum Bahnhof Bronnbach an der Tauber. Seit 1924 fuhr zweimal täglich ein Postbus auf der 7 km langen Strecke.

**G**roßvater Gottfried Adelman hatte 6 ha Land unterm Pflug, das weit verstreut in der Gemarkung lag und daher bei der Bewirtschaftung viel Zeit in Anspruch nahm. So dauerte z.B. der Weg in die abgelegene Flur Appental mit dem Kuhgespann fast eine Stunde, bevor mit der eigentlichen Arbeit erst begonnen werden konnte.

Großvater betrieb seine Landwirtschaft bis ins hohe Alter. Er hatte als Zugtiere zwei Kühe, die auch gemolken wurden; außerdem standen noch ein Kalb und eine Ziege im Stall. Für die Hühner und Schweine war die Hausfrau zuständig. Pferde hielten in Kilsheim nur zwei größere Landwirte, respektvoll »Hofbauer« genannt, deren Liegenschaften als einzige im Ort nicht der Realteilung unterlagen.

**I**n Kilsheim lebten nur katholische Christen. Protestanten oder »Lutherische«, wie Großmutter sie geringschätzig nannte, kamen erst mit den Vertriebenen aus dem Osten.

Juden hingegen, die mit Vieh und Getreide handelten, gab es hier schon seit Jahrhunderten. Sie hatten ihre Synagoge und auch einen eigenen Friedhof. Ihre

Kinder besuchten die öffentliche Schule. So saßen in Mutters Klasse auch vier jüdische Schüler. Im Zusammenleben mit den Juden gab es in Kilsheim keine Probleme, bis die Nazis an die Macht kamen.

Diese hatten in der Hauptstraße in einem Schaukasten das antisemitische Hetzblatt »Der Stürmer« aufgehängt, wo in Großbuchstaben stand: »Die Juden sind unser Unglück!«

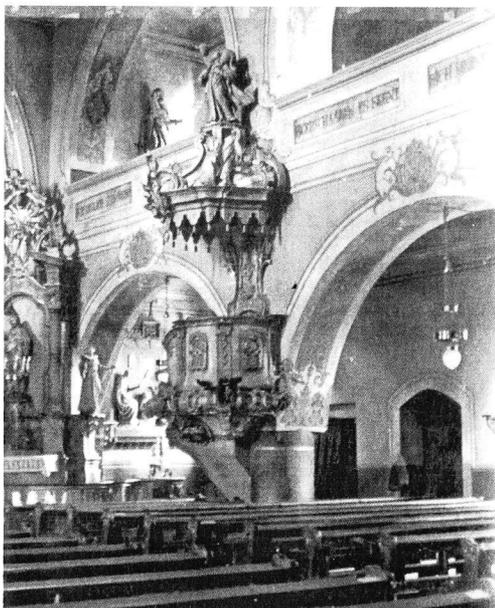
Als am 2. September 1939 Kilsheimer Juden in den Rathausbrunnen zur sogenannten »Brunnentaufe« geworfen wurden, war hierzu kein Einheimischer bereit. SA-Leute aus Wertheim führten diese Schandtät aus, die die Ehefrauen der Juden heulend mit ansehen mussten. Ich war damals in den Herbstferien Zuschauer in der aufgewühlten Menschenmenge. Als Vierzehnjähriger war für mich dies eher eine Gaudi. Zu Hause berichtete ich der Großmutter. Die aber hob den Zeigefinger: »Bub, das nimmt einmal ein schlimmes Ende!«. Wie Recht sie hatte.

**K**ilsheim mit seinen Bewohnern schien mir, als ich mehr bei Verstand war, eine in sich »geschlossene Gesellschaft«, in der jeder wusste, was er zu tun oder zu lassen hatte. Den Ton gaben die Honoratioren an, deren Worte als gottgegeben galten. Allen voran der Bürgermeister, der Pfarrer, der Hauptlehrer, der Arzt und der Apotheker, dann noch der Postagent und die im Ort wohnenden Gendarmen. Allein der Pfarrer stand als

»geweihter Mann« außerhalb jeder Kritik; schließlich musste man ja ihm seine Sünden beichten.

Von all diesen Zuständen spürte ich im Kindesalter wenig. Als ich einmal mit meinem Kinderrad, das keinen Freilauf besaß, auf steiler Straße mit ausgestreckten Beinen an einem Kuhgespann vorbeisauste, warf der empörte Bauer mir seine Flüche hinterher. Dann war ich der »kleine, freche Frankfurter«, der nicht weiß, was sich gehört.

**K**irchgang war in Külsheim Christenpflicht. Besonders Fromme, vor allem Frauen, gingen täglich in die Frühmesse, sonntags noch ins Hochamt und nachmittags in die Andacht.



*Innenansicht der 1774 errichteten Pfarrkirche*

Man saß in der Kirche streng getrennt nach Geschlecht und Alter, die Frauen und Schulkinder unten, die Männer oben auf der Empore, dahinter auf erhöhten Bänken die Jugendlichen. Alt-ingesessene hatten einen mit Namensschild versehenen Platz. Als ich einmal auf einem solchen Platz an der Brüstung saß, wo man »hinausleichen«, d.h. das Geschehen am Altar verfolgen konnte, wurde ich von dem verspäteten »Besitzer« im barschen Ton auf die hintere Bank verwiesen.

Der Küster, auch Kirchenschweizer genannt, machte im roten Samtmantel, ebensolcher Mütze und einem langen Stock beim Hochamt unten und oben die Runde. Auf der Empore galt sein Augenmerk besonders den Jugendlichen in den hinteren Bänken. Sah er einen, der vom Stalldienst übermüdet eingenickt war, wurde dieser von ihm mit seinem weitreichenden Stock sanft aufgeweckt, sehr zum Gekicher der Umsitzenden.

Nach dem Hochamt versammelten sich die Männer – die Frauen waren zu den Kochtöpfen geeilt – vor dem Rathaus, wo eine Fahne am Fenster anzeigte, dass etwas von der »Obrigkeit« zu hören war. Zuhause wurde man dann über das vom Stadtschreiber Verkündete »abgehört«.

Sonntags ruhte, außer zum Viehfüttern, jede körperliche Arbeit. Großvater ging hinaus aufs Feld, zu sehen, ob die Frucht schon erntereif war. Frauen be-

suchten sich gegenseitig oder machten einen Spaziergang zur »Grotte« im Wiesengrund, wo Fromme vor einem Muttergottesbild den Rosenkranz beteten.

Beten konnte man auch in der Straßenkapelle, die einsam oben an der »Hohen Straße« lag, wo einst die Messkauflaute auf dem Weg von Nürnberg nach Frankfurt zogen. Hier auf der Höhe wurde 1935 der »Landturm«, ein weithin sichtbarer Vermessungspunkt errichtet. Das 42 m hohe Holzgerüst konnte von jedermann bestiegen werden.

Von seiner Plattform hatte man einen herrlichen Blick weit ins Land. Von dort ließ ich bei gutem Wetter das im Werkunterricht gebastelte Segelflugzeug in die Tiefe gleiten. Fand mein Vetter Albrecht das Modell unten unbeschädigt wieder, gingen die Flugversuche so lange weiter, bis mit der einbrechenden Dunkelheit der Ferienspaß ein Ende fand.

Aber auch gebastelte Schiffchen beim Küfer Stemmler in Külsheim, gegenüber dem Großelternhaus, waren ein Freizeitvergnügen während der Sommerferien.

**K**üfer Alfred Stemmler stellte in mühsamer Handarbeit Fässer, Bütten und Tröge her, in der Regel auf Bestellung. Oft stand ich stundenlang auf dem Platz vor seiner Werkstatt und verfolgte, wie unter seinen geschickten Händen ein Holzfass entstand. Noch heute ist mir jeder seiner Handgriffe vom Zurichten der Dauben,

dem Anbringen der eisernen Fassreifen bis zum Bohren des Spundlochs genau in Erinnerung. Stemmler ließ mich oft in seiner Werkstatt hantieren, wo ich aus Abfallholz mit Säge, Feile, Hammer und Leim kleine Schiffchen bastelte, die dann im Dorfbrunnen auf »große Fahrt« gingen.

Der Bauernhof der Großeltern lag mitten im Ort am unteren Ende der Bergstraße »neben der Bach«, wo gelegentlich am helllichten Tag – von Küchenabfällen angezogen – Ratten vorbeihuschten. Kanalisation gab es in Kilsheim erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Wohnhaus war ein älterer, zweistöckiger, verputzter Fachwerkbau. Hinter dem Haus lagen die Scheune, der Schweinestall und der Holzschuppen, darunter ein unbeleuchteter, dunkler Keller. Im Erdgeschoss waren die Küche, das Wohnzimmer, das auch als Essraum diente, das Schlafzimmer der Eheleute sowie die »hintere Stube«, durch die man zum Stall und zum Plumpsklo gelangte.

Die Küche war winzig, Großmutter konnte, wenn sie vor dem offenen Ofen saß, alle zum Kochen benötigten Gerätschaften



*Wohnhaus der Familie Gottfried Adelman mit angebautem Kuh- und Hühnerstall sowie Plumpsklo und Misthaufen (Bleistiftzeichnungen des 13-Jährigen)*

greifen. Eine schmale Stiege führte hinauf zum Obergeschoss, wo sich zwei Schlafzimmer und die Vorratskammern befanden. Von hier gelangte man auf einer Leiter zum Dachboden, wo nach der Ernte die Körnerfrucht ausgebreitet wurde, bis sie der Müller abholte.

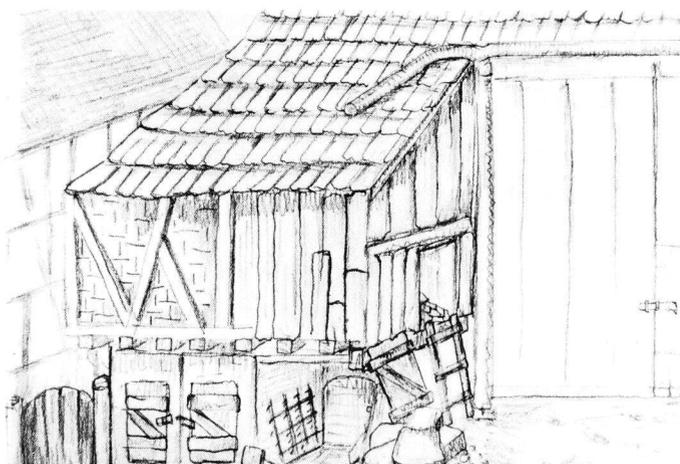
Die beiden Schlafstuben, einst von den Kindern genutzt, dienten später der

angereisten Verwandtschaft. Mutter und ich schliefen in der hinteren Stube, die durch das vordere Zimmer zu erreichen war. Über den prallgestopften Strohsäcken lagen dicke Federbetten; unter dem Bett stand der Nachttopf.

Der Tagesablauf richtete sich nach den anfallenden Arbeiten, bei der Feldarbeit auch nach dem Wetter. Wir standen mit den Hühnern auf und gingen, um Strom zu sparen, bei Eintritt der Dunkelheit ins Bett, was sich im Sommer lange hinziehen konnte.

Das Frühstück wurde, wie alle anderen Mahlzeiten, an einem Tisch im Wohnzimmer eingenommen, wo wir vier Enkel nebeneinander an der Fensterseite saßen. Es gab Malzkaffee mit Milch, Schwarzbrot in Scheiben vom großen Laib herunterschnitten, dazu hausgemachte Marmelade. Wer noch Butter als Brotaufstrich verlangte, galt als »schnäket«, der war anspruchsvoll und verwöhnt.

Dann ging es hinaus zu einem der drei Gärten, die am Ortsrand an einer



*Scheune, Holzschuppen, Schweinestall und Eingang zum gewölbten Keller*



*Opa Gottfried Adelman im Alter von 79 Jahren vor dem Eingang zum Kuhstall und dem Fenster des Plumpsklos und der Hühnerleiter; auf dem Kopf die beim Abgang vom Militär 1878 erhaltene Mütze; die Tabakpfeife schmeckte ihm bis ins hohe Alter (1934)*

günstigen Wasserstelle lagen. Die Krautgärten waren die Domäne der Hausfrau. Solange Großmutter noch gut laufen konnte, war sie immer dabei. Später musste Mutter aushelfen und ich war der Gießkannenträger.

Angepflanzt wurden Gemüse und Kohl, Zwiebeln und Frühkartoffeln; auch Erdbeeren und Himbeeren, während Brombeersträucher überall wucherten. Bei alledem waren die Großeltern Selbstversorger, wie die meisten Familien im Ort. Es gab zwar zwei Lebensmittelhändler in Kilsheim – Kaufmann Lawo und Kaufmann Bußmann –, die aber mangels Nachfrage weder Obst noch Gemüse im Angebot hatten.

Zum Mittagessen waren wir alle wieder beisammen. Gekocht wurde auf einem gemauerten, offenen Herd, wo der Rauch oben durch den Kamin abzog, in dem früher, wie Mutter erzählte, die

Schinken und Würste zum Räuchern hingen. Großmutter's Kochkünste konnten sich sehen lassen. Außer den üblichen Fleischgerichten kamen vielerlei Mehlspeisen auf den Tisch, darunter Grießklöße und »Kartäuser« aus altbackenen Semmeln sowie Pfannkuchen verschiedener Art.

Eine ihrer Spezialitäten waren »Semmede«, ein einfaches Gericht aus Buchweizenmehl, dessen Geschmack mir noch heute auf der Zunge liegt.

Zuvor musste mit Kerzenlicht Most, ein Hastrunk aus Äpfeln und Birnen, aus dem dunklen Keller unter dem Holzschuppen geholt werden. War der Tisch gedeckt, wurde gebetet: »Komm Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast«. Wurden die Enkel zu laut, stürzte Großvater in die hintere Stube, holte den auf dem Kleiderschrank deponierten Stock und fuchtelte dro-

hend über die eingezogenen Köpfe der Sünder: »Ich hau euch über die Köpfe nü!«. Dann war Ruhe. Die Mäuler waren gestopft und die Schüsseln leer. Mit einem Dankgebet wurde die Mahlzeit beendet.

Nach dem Mittagessen war Zeit, sich in der Nachbarschaft umzusehen. Nebenan hatte Herr Bußmann seinen Krämerladen, wo ich gelegentlich half, die Regale zu füllen. Der Duft der unterschiedlichen Waren zog vom Laden bis in die Küche, wo Frau Bußmann, eine gelernte Köchin aus Bestenheid bei Wert-



*Die Großeltern Elisabeth und Gottfried Adelman im Sonntagsstaat 1942*

*Bei den Großeltern in den Sommerferien 1938: Ella und Albrecht von Mannheim, Heinz von Konstanz und ich, von Frankfurt*



wirten im Ort – kleinbäuerlich zu. Es standen keinerlei Maschinen im Hof, weder zum Mähen noch zum Dreschen. Im fortgeschrittenen Alter war Großvater auf fremde Hilfe angewiesen. Er verpachtete einige

Äcker an die Tagelöhner Willi Neuberger und Josef Beierstettl, die den Pachtzins bei ihm abarbeiten mussten. So kam er auch im Alter von 90 Jahren noch einigermassen über die Runden.

Wenn wir in den Sommerferien nach Kilsheim fuhren, war die Heuernte schon im Gange. Großvater machte sich vor Sonnenaufgang auf den Weg. Da war das Gras noch feucht und der Schnitt ging flott von der Hand. Zur Mittagspause brachte Mutter in einem Korb das mit Tüchern warmgehaltene Essen. Als ich größer war und den Weg kannte, übernahm ich diese Aufgabe. Bei der Getreideernte im Hochsommer war alles auf den Beinen. Neben Roggen, Weizen und Gerste stand auch Dinkel auf dem Halm, der unreif geerntete, in großen Pfannen geröstete »Grünkern« für Suppeneinlagen.

Zu dritt zogen wir ins Feld. Großvater mit geschulterter Sense, Mutter mit weißem Kopftuch, Sichel und Proviantkorb und ich mit dem Holzrechen. Großvater begann mit der »Platze widerzuhaben«, Mutter raffte die umgefallenen Halme zu Garben, die sie zum Binden auf Strohseile legte, die ich zuvor auf den Boden ausgebreitet hatte. Großvater musste beim »Widerhaben« mehrmals unterbrechen, um die Sense mit dem Wetzstein zu schärfen.

Die Sonne stand hoch am Himmel; Schweiß tropfte aus allen Poren. Der Proviantkorb unter dem schattenspendenden Baum wurde hervorgeholt, wobei beim Vespere der Mostkrug die Runde machte. Nachdem die Garben gebunden und zu einzelnen Haufen aufgestellt waren, fuhr ich noch mit dem Rechen über die Stoppeln, um den allerletzten

Halm bei einem der aufgestellten Haufen unterzubringen.

Wenige Tage später wurde die nachgereifte Frucht »heimgeholt«. Großvater stand auf dem Leiterwagen und achtete beim Stapeln der Garben, dass die hohe Ladung im Gleichgewicht blieb. Einmal glitt ihm bei der Heimfahrt mit den Kühen beim Wenden die Deichsel aus der Hand. Der Wagen kippte um und die heruntergefallenen Garben begruben uns beide, die wir oben saßen. Nachbarn eilten herbei, das Gefährt wieder aufzurichten und uns auf die Beine zu helfen.

Gedroschen wurde beim »Ferscht« (Fürst), dem Hofbauer Krug, der als einziger im Ort eine elektrische Dreschmaschine mit langen Treibriemen besaß, wo die Bauern im Stundenlohn das Erntegut dreschen lassen konnten. Das Dreschen geschah im Losverfahren und in Stoßzeiten rund um die Uhr. Kamen wir nach Mitternacht dran, musste ich »vor-schlafen«.

Wichtigster Mann auf der Dreschmaschine war der »Einlasser«, der oben die Garben ins Mahlwerk gleiten ließ. Unten stand Großvater und wechselte die vollen Säcke, während ich hinten, am Ende der Maschine, die ausgeworfenen Strohballen wegräumte, damit die Arbeit nicht ins Stocken geriet.

Der Lärm der Maschine war ohrenbetäubend; die Luft erfüllt mit Spelz, der sich unter der Kleidung am ganzen



*Gottfried Adelman im Hof seines Anwesens 1942, im Alter von 87 Jahren, beim sonntäglichen Kirchgang*

Körper festsetzte und so juckte, dass ich mich tagelang, auch noch nachts im Bett, kratzen musste.

Als schließlich die letzte Garbe gedroschen, alle Strohballen in der Scheune und die Körner der Frucht auf dem Dachboden ausgebreitet waren, saßen wir alle am großen Tisch im Wohnzimmer und »aßen wie die Drescher«.

Hoch ging es auch her beim Schlachtfest, wo ich einmal in den Weihnachtsferien dabei sein durfte. Hausschlachtungen waren damals in ländlichen Gegenden allerorten üblich. Man fütterte das

Schwein im Stall mit Küchenabfällen bis zur Schlachtreife und bestellte den Hausmetzger, der auch die erforderlichen Gewürze besorgte. Nach dem Zerlegen der Schweinehälften wurden einzelne, größere Fleischstücke in eine Salzlake gelegt und später zum Räuchern in den Kamin gehängt. Andere Fleischstücke wiederum wurden mit zugekauftem Rind- und Kalbfleisch sowie Gewürzen zu weißem oder rotem Schwartenmagen (Presskopf) verarbeitet.

Ein Teil der noch warmen Wurstmasse wurde auf Vorrat in Gläser und Dosen gefüllt. Der restliche Teil kam in Naturdärme zum baldigen Verzehr. Schließlich war ich dran, Wurstsuppe an die Nachbarn auszutragen, die auch uns immer bedachten.

Später wurden das geräucherte Dörrfleisch, die Schinkenstücke und auch die Würste aus dem Rauch genommen und an Schnüren in die Vorratskammer gehängt, wo sie Großmutter für die Mahlzeiten der nachfolgenden Monate zur Verfügung standen.

Der Name Adelman ist in Kilsheim über 400 Jahre urkundlich nachgewiesen; mit Privilegien ausgestattete dienstpflichtige Vasallen des oben in der Burg sitzenden kurmainzischen Amtmanns.